

Georg Bossong

## VON DER DISSOZIATION ZUR INTEGRATION, ODER: WESHALB „NORMALISIERT“ MAN MINDERHEITEN- SPRACHEN?

[(99) In : Dieter Kattenbusch (Ed.), *Minderheiten in der Romania*. Heidelberg-Wilhelmsfeld 1995, 33-44.)

*Chaque homme est prisonnier de son langage: hors de sa classe, le premier mot le signale, le situe entièrement et l'affiche avec toute son histoire. L'homme est offert, livré par son langage, trahi par une vérité formelle qui échappe à ses mensonges intéressés ou généreux. La diversité des langages fonctionne donc comme une Nécessité, et c'est pour cela qu'elle fonde un tragique.*  
(Roland Barthes)

Ein Paradox bestimmt die sprachliche Weltsituation der Gegenwart, das Paradox der Minderheiten. Auf der einen Seite leben wir in einer Epoche des Zusammenwachsens der Menschheit zu einem grenzenlosen „global village“, zu einer erdumspannenden Gemeinschaft, in der es keine ernsthaften Kommunikationsbarrieren mehr gibt, oder geben sollte. Zum anderen behaupten in wachsendem Masse kleine und kleinste Sprachgemeinschaften ihr Recht auf Anerkennung und auf eigenständige Entfaltung. Steht unsere Zeit einerseits im Zeichen immer grösserer, im Grenzfall weltweiter Kommunikationsräume, so ist andererseits die gegenseitige Abschottung und das Errichten immer kleinräumiger werdender Grenzen nicht weniger kennzeichnend. Dem scheinbar unaufhaltsamen Vor-dringen dominanter Grosssprachen stellen sich vehement Gegenkräfte entgegen, die auf immer weitergehende Parzellierung aus sind. Im gleichen Masse wie der Uniformisierungsdruck einer neuen Weltzivilisation zunimmt, wächst auch der Widerstand der diversifizierten und sich immer weiter diversifizierenden Parti-kularkulturen. Der dramatische Zerfall supranationaler Imperien, den wir derzeit erleben, führt uns die elementare Wucht dieser Gegenkräfte jeden Tag eindrücklich und bedrückend vor Augen.

Man kann dieses Paradox mit dem Begriff des Antagonismus zwischen Effizienz und Identität auf eine prägnante Formel bringen. Dem natürlichen Streben nach wachsender kommunikativer Effizienz steht das Streben nach Affirmation der eigenen Identität, nach Ausgrenzung der Eigengruppe

gegenüber Fremdgruppen entgegen. Das menschliche Sprachvermögen ist von vornherein auf eine Kommunikationsbarrieren schaffende Diversität ausgelegt. Im Unterschied zu allen anderen Kommunikationssystemen schafft die menschliche Sprache eine intraspezifische Segregation, eine Pseudospeziation, welche die Menschheit in einzelne Kommunikationsgemeinschaften zerfallen lässt. Sprachliche Vielfalt ist ein Artspezifikum des Menschen, eine anthropologische Konstante, die mit der Natur der menschlichen Sprache unmittelbar zusammenhängt: Sprache ist im Vergleich zu anderen Kommunikationssystemen inkommensurabel komplex; daher erfolgt ihre Reproduktion in der Generationenkette zwangsläufig ungenau, was zu ihrer diachronen Wandelbarkeit führt; und Veränderlichkeit hat notwendig Ausdifferenzierung zur Folge. Die Vielfalt von Einzelsprachen, in die sich die menschliche Sprachfähigkeit ausgliedert, folgt aus der Natur der Sprache als komplexem Kommunikationssystem. Und die Vielfalt von Sprachen führt zu dem Bedürfnis nach der Affirmation von Gruppenidentitäten als einer anthropologischen Konstante. Kommunikation mittels Sprache ist inkommensurabel effizienter als mit jedem anderen System, doch wird die Effizienz eben dieses Kommunikationssystems Sprache dadurch eingeschränkt, dass sie stets jeweils nur für einzelne Gruppen gilt, die in ihrem Streben nach Identität von allen anderen ausgegrenzt sind. Aus der Komplexität des menschlichen Sprachvermögens folgt sowohl das Eine wie das Andere: die enorme Steigerung des kommunikativen Vermögens ebenso wie die Ausgliederung in Pseudo-Arten, die durch Kommunikationsbarrieren voneinander getrennt sind.

Das Minderheitenparadox ist ein zentrales Problem; es war dies schon immer, doch in unserer Zeit entscheidet es mit über die Zukunft der Menschheit. Die Beschäftigung mit diesem Paradox, das Interesse an diesem Antagonismus ist alles andere als akademisch. Vielleicht kann die Sprachwissenschaft als Wissenschaft dazu beitragen, dieses Problem mit Augenmass und Realismus zu analysieren und Wege zu seiner Lösung zu durchdenken. Dass wir uns als Wissenschaftler nie in den Dienst eines partikularen Fanatismus stellen dürfen, der meint, die Identität der eigenen Sprachgruppe durch ethnische Säuberung bewahren zu müssen, versteht sich von selbst (obgleich es auch in dieser Beziehung leider Ausnahmen gibt). Doch führt auch ein naiver Optimismus nicht weiter, der das Verschwinden der kleineren Sprachgemeinschaften für einen unumkehrbaren und zudem in jeder Hinsicht segensreichen Prozess hält. Das Streben nach der Affirmation von Partikularidentitäten ist profund und wohl unausrottbar verwurzelt; wer davon absieht, sei es im Namen einer undialektisch gedachten Aufklärung, sei es schlicht in der Perspektive eines ökonomischen Zweckrationalismus, der riskiert Fehleinschätzungen von grosser und höchst gefährlicher Tragweite.

Am konkreten Beispiel lässt sich das Minderheitenparadox am eindringlichsten formulieren. Einerseits beobachten wir das Verschwinden von Sprachen und Kulturen in weltweitem Massstab und in einem Ausmass, das in der bisherigen Geschichte ohne Parallele ist. Die ethnische und linguistische Diversität schmilzt scheinbar unaufhaltsam dahin, und für viele ist diese Entwicklung ganz folgerichtig. Warum auch sollten die Griechen in Apulien und Kalabrien nicht zum Italienischen, die Yanomamy in Amazonasbecken nicht zum Spanischen oder Portugiesischen, die Ainu auf Hokkaido nicht zum Japanischen übergehen? Wenn sich auch die Sprachwissenschaftler über das Aussterben kleiner Sprachen grämen mögen, wen interessiert das schon? Welche Bedeutung hat es für die volkswirtschaftliche Entwicklung? Andererseits brechen sich die gegenläufigen Tendenzen überall und oft beängstigend Bahn. Hier stellen sich dann Fragen wie diese. Was treibt vier Millionen Georgier dazu, die Weltsprache Russisch aufzugeben, die sie doch mehr oder weniger perfekt beherrscht hatten und die ihnen Zugang zur modernen Zivilisation und Technik verschaffte? Warum kämpft das Zwergvolk der Abchasen gegen den kleinen georgischen Imperialismus? Oder zwei andere, weniger schlagzeilenträchtige, aber uns näherliegende Beispiele: welchen Vorteil haben die Katalanen von ihrer so überaus erfolgreichen Sprachpolitik, die darauf abzielt, eine Kleinsprache zu „normalisieren“ und damit eine führende Weltsprache aufzugeben, in der sich fast alle Katalanen bis jetzt (noch!?) mit selbstverständlicher Sicherheit bewegen können? Warum kämpfen walisische Eltern vehement und mit Erfolg gegen die wenigen noch verbliebenen englischsprachigen Schulen, so dass in manchen Regionen, einen Steinwurf von London und Stratford-upon-Avon entfernt, die Jugendlichen heute weniger gut Englisch sprechen als ihre Altersgenossen in Zimbabwe oder Bombay [vgl. Luyken 1992]? Eine Antwort auf solche Fragen ist sicher sehr schwierig, sie zu versuchen mag an der Grenze zur Anmassung liegen. Mir geht es jedoch nicht darum, die Weltprobleme aus der Sicht der Linguistik zu lösen, vielmehr Wege der Reflexion aufzuzeigen, die einzuschlagen gerade unsere Disziplin als die integrative Grundlagenwissenschaft von einem der wesentlichen Fundamente des Menschseins aufgerufen ist.

Ein erster, nicht immer hinreichend bedachter Punkt ist die Ubiquität des Minderheitenproblems. Der zweite Punkt ist die zentrale Frage nach der Konstitution von Identität durch Sprache. Ein dritter, damit zusammenhängender Punkt ist schliesslich der untrennbare Zusammenhang des Minderheitenproblems und der sprachlichen Identität mit der Registerproblematik und mit der ontogenetischen Schichtung von Sprache.

Die Ubiquität des Minderheitenproblems ist uns als Angehörigen von grossen, nationalstaatlich organisierten Sprachgemeinschaften nicht immer voll

bewusst. Die Ubiquität gilt zunächst in einem vordergründigen Sinne, nämlich bezüglich der Existenz sprachlicher Minderheiten innerhalb nationalstaatlicher Grenzen. Da das Programm der ethnischen Säuberung nicht nur unmenschlich, sondern auch undurchführbar ist, und da keine Macht der Welt je imstande sein wird, das zu verhindern, was Hans Magnus Enzensberger die „grosse Wanderung“ genannt hat, werden Territorialgrenzen und Sprachgrenzen niemals deckungsgleich sein. Es gibt möglicherweise eine Handvoll Ausnahmen, welche die Regel bestätigen (Inselstaaten wie Island oder Tonga), im grossen und ganzen gibt es jedoch kaum einen Staat auf diesem Globus, der keine sprachlichen Minderheiten in seinen Grenzen kennt. Umgekehrt gibt es keinen Staat, der alle Sprecher und nur die Sprecher einer bestimmten Sprache umfassen würde. Der Nationalstaat, gedacht als Einheit von Volk, Territorium und Sprache, ist eine zwar ungeheuer wirkungsmächtige, zugleich aber völlig utopische Idealvorstellung. Dass er überhaupt als erstrebenswertes Ideal erscheint, ist wohl nur als ein Nachwirken unbewältigter atavistischer Triebe zu verstehen: im Territorium der Stammeshorde hat der Fremde keinen Platz, er muss abgewehrt oder ausge-merzt werden. Jedenfalls entstehen, wo Grenzen gezogen werden, zwangsläufig früher oder später sprachliche Minderheiten. Pointiert formuliert: erst das Prinzip der staatlichen Territorialität macht aus ethnischen Gruppen Minoritäten; staatliche Grenzziehung schafft Minderheiten, überall in der Welt.

Von diesem, bei näherer Überlegung evidenten Aspekt abgesehen hat die Ubiquität des Minderheitenproblems noch eine weitere, meist nicht in diesem Zusammenhang bedachte Dimension. Wir leben heute in einer Zeit globaler Vernetzung. Was in der Wirtschaft längst selbstverständlich ist, gilt auch für den Bereich der Sprache: der Wettbewerb wird global ausgetragen; die internationalen Verkehrssprachen konkurrieren in weltweitem Massstab miteinander. In dieser Perspektive sind auch Nationalsprachen, die im eigenen Territorium unangefochten dominieren, im Weltmassstab Minderheitensprachen. In der heutigen technisch-wissenschaftlichen Weltzivilisation ist jede Sprache ausser dem Englischen minoritär. Auch Sprecher sogenannter Weltsprachen wie Französisch, Spanisch, Arabisch oder Chinesisch, müssen sich, um international Gehör zu finden, heute notgedrungen der einzigen wirklichen Weltsprache bedienen; sie gehören, global gesehen, Minderheiten an. (Natürlich gilt dies erst recht von anderen wichtigen, aber nur regional verbreiteten Sprachen wie Deutsch, Russisch oder Japanisch.) Konsequenterweise gedacht hat diese Dimension der Ubiquität des Minderheitenproblems radikale Folgen. Wer auch immer aus Gründen der ökonomischen Effizienz dafür eintritt, minoritäre Sprachen zu verdrängen oder eines natürlichen Todes sterben zu lassen, der muss konsequenterweise ebenso dafür plädieren, dass auch die Nationalsprachen letztlich vom Englischen abgelöst werden. Wenn nur die

Effizienz der kommunikativen Reichweite zählt, dann haben wir das Universalsprachenproblem, das Leibniz ebenso beschäftigt hat wie Zamenhof, den Erfinder des Esperanto, in der Praxis bereits gelöst. Gerade als Wissenschaftler - auch als Sprachwissenschaftler! - erleben wir tagtäglich, wie sehr das Englische selbst Sprachen wie Französisch oder Deutsch mittlerweile schon minorisiert hat. Wir können dies radikal formulieren. Das klassische Minoritätenproblem, etwa des Friesischen und Sorbischen gegenüber dem Deutschen oder des Korsischen und Bretonischen gegenüber dem Französischen, wiederholt sich auf höherer Ebene im Verhältnis des Deutschen und Französischen gegenüber dem Englischen, beispielsweise bei wissenschaftlichen Publikationen, im weltweiten Devisen- und Aktienhandel oder im internationalen Nachrichtenwesen. Die Ubiquität des Minoritätenproblems ist mittlerweile auch für Angehörige scheinbar noch „grosser“ Nationalsprachen von brennender Aktualität.

Bricht der Weltfrieden aus, wenn wir alle dieselbe Sprache sprechen? Garantiert das Englische als das „internationalese“ der Zukunft die ewige Völkerverständigung? Sind zumindest die Sprachen supranationaler Imperien dazu geeignet, die Kommunikation zwischen den Angehörigen verschiedener Volksgruppen so zu fördern, dass Auseinandersetzungen nicht mehr gewaltsam ausgetragen werden? Offenbar nicht, wie die Tagesaktualität nicht nur in Zentral- und Osteuropa deutlich macht. Offenbar geht es nicht um die Effizienz der Verständigung. Die Einführung einer künstlichen Weltsprache, von der naive Idealisten wie Zamenhof träumten, hat sich als unrealistisch erwiesen und wäre, selbst wenn sie gelänge, letztlich wirkungslos. Und auch die Ausbreitung „natürlicher“ Sprachen zur interethnischen Kommunikation wie Englisch oder Russisch hat ethnische Konflikte nicht verhindern können. Worum geht also dann? Ist Verständigung gar nicht das Problem? Zentral ist offenbar nicht die kommunikative Effizienz, sondern die Identität der jeweiligen Pseudo-Spezies, der jeweiligen Kommunikationsgemeinschaft.

Identität ist janusköpfig. Sie hat zwei Gesichter, eines, das nach innen, und eines, das nach aussen gewandt ist. Gruppenidentität bedeutet einerseits positive Identifikation, also Affirmation der Zugehörigkeit in Bezug auf die Eigengruppe, und im selben Atemzug negative Identifikation, also Ablehnung der Zugehörigkeit, Ausgrenzung und Ausdifferenzierung in Bezug auf das Ausserhalb, auf die Vielzahl der möglichen Fremdgruppen. Identität, verstanden als Affirmation nach innen und Negation nach aussen, ist offensichtlich ein menschliches Grundbedürfnis, das sich nicht wegrationalisieren lässt. Es zu ignorieren, ist nicht nur zwecklos, sondern auch gefährlich. Es lässt sich in seinen oftmals zerstörerischen Auswirkungen nicht dadurch eingrenzen, dass

man seine Existenz in Abrede stellt. Allerdings muss es mit allen Mitteln domestiziert werden.

Für die Konstitution von Gruppenidentität ist Sprache natürlich nicht der einzige, wohl aber einer der ganz fundamentalen Faktoren. Die Zugehörigkeit zu einer Gruppe manifestiert sich in der Sprache nicht nur deutlich und unmittelbar, sondern auch unkaschierbar. Die Sprache verrät den Menschen, auch wenn er seine Identität, seine Zugehörigkeit zu „denen da“ verleugnen will wie einst Petrus im Hof des hohepriesterlichen Palastes (Mt. 26,73). In seiner Sprache liefert sich der Mensch aus, sie ist mit ihm verwachsen ebenso wie die Form seines Mundes und die Farbe seiner Augen. Sprachliche Identität bedeutet eben auch, dass die Sprache ein Teil des eigenen Selbst ist. Sie ist, in den Worten von Gottfried Benn, zentral verwurzelt.

Nun ist Sprache nichts Uniformes, nichts Eindimensionales; und die Konstitution von Identität ist ein dynamischer, ein lebenslanger Prozess, nichts starr ein für allemal Abgeschlossenes. In seiner Sprache spiegelt sich nicht nur die aktuelle Zugehörigkeit des Einzelnen, sondern seine Lebensgeschichte. „Le langage l’affiche avec toute son histoire“, sagt Roland Barthes. Hier kommt das ins Spiel, was ich mit einem etwas pompösen, aber präzisen Ausdruck die „ontogenetische Schichtung“ der Sprache nennen möchte. Die Sprache, verstanden als das individuelle Sprachvermögen, die Teilhabe des Einzelnen an einem oder mehreren kollektiven Kommunikationssystemen, entwickelt sich im Laufe der Lebensgeschichte. Hierbei besteht, darüber sind sich Entwicklungspsychologen, Verhaltensforscher und Linguisten völlig einig, ein fundamentaler Unterschied zwischen dem Erstspracherwerb und allen weiteren darauf aufbauenden Schichten. Mit der ersten Sprache erlernt der Mensch nicht einfach ein Sprachsystem unter vielen, sondern er lernt, anhand dieses einen Sprachsystems, sprachliche Kommunikation überhaupt. Dadurch, dass er einer Sprache ausgesetzt ist, wird das Bioprogramm zum Spracherwerb schlechthin in Gang gesetzt. Dadurch erfolgt eine Prägung im Sinne der Verhaltensforschung: wie die kleinen Graugänse jeden als Mutter akzeptieren, der in der kritischen Phase vor ihnen herläuft, so wird vom Menschen jede Sprache als Kommunikationssystem akzeptiert, mit der er in der kritischen Phase konfrontiert ist. Alles weitere baut auf dieser „Urerfahrung“ auf. Die erste Sprache „wächst im Geist“, wie Noam Chomsky dies formuliert hat; alle weiteren Sprachen oder Sprachformen werden, im Gegensatz dazu, bewusst erlernt.

In jeder komplexen Gesellschaft, jeder Kultur, die einen auch nur minimalen Grad an innerer Ausdifferenzierung aufweist, ist das bewusste und formale Erlernen von Sprachformen über den elementar-natürlichen Primärspra-

cherwerb hinaus eine unterlässliche Voraussetzung für die Teilhabe des Einzelnen am Leben der Gemeinschaft, für die Entwicklung seiner Fähigkeiten und seine soziale Integration. Das Spektrum solcher über das Elementare hinausgehende Sprachformen ist unbegrenzt. Es reicht vom Erwerb technischen Spezialvokabulars und spezifischer Fachregister in der eigenen Sprache über die zumindest passive Aneignung fremder Dialekte bis zum Fremdsprachenerwerb im eigentlichen Sinn. Immer kann man die Grundkonstellation auf die Formel des Gegenübers von Primärsprache und Sekundärsprache (oder Sekundärsprachen) bringen. Die eine Basis wird in vielfältigster Weise und individuell wie kollektiv höchst unterschiedlich ausgebaut. Es ist nützlich, hier an eine begriffliche Unterscheidung des ersten romanischen Sprachwissenschaftlers zu erinnern, nämlich Dante: für ihn war der Gegensatz von *lingua naturalis* und *lingua artificialis* eine anthropologische Grundgegebenheit. Mit der Muttersprache ist der Mensch existentiell verwurzelt, mit ihr unterhält er eine unmittelbare und elementare Beziehung; die Kunstsprache (für Dante in erster Linie die *grammatica*, das Latein) kann hingegen nur in einem Prozess der bewussten Aneignung erlernt werden, sie ist nicht jedem Menschen von selbst in die Wiege gelegt.

Es ergibt sich also bei der ontogenetischen Schichtung von Sprache eine grobe Zweiteilung in die Primärsprache (Dantes *lingua naturalis*), also die Sprache der primären Sozialisierung, in die das Kind unbewusst und mühelos hineinwächst und die funktional auf den Aufbau primärer sozialer Beziehungen und eines primären Kognitionssystems sowie auf die Befriedigung der elementaren Bedürfnisse ausgerichtet ist; und in die Sekundärsprache oder die Sekundärsprachen (Dantes *lingua artificialis*), in der kulturelle Fertigkeiten wie Lesen und Schreiben erworben werden und deren funktionale Ausrichtung auf den Ausbau komplexer Kognitionssysteme erfolgt. Wichtig ist es, die Tatsache festzuhalten, dass der Übergang von der Primärsprache zur Sekundärsprache in jedem Fall den Übergang vom spontanen Hineinwachsen zum bewussten und auch mit Mühe verbundenen Lernen impliziert und dass hierbei in jedem Fall ein zumindest partiell anderes, gegenüber der primären Sozialisation neues Sprachsystem erworben wird. Der Erwerb von Ausbauregistern setzt in jedem Fall den Übergang vom Naturzustand zum Kulturzustand, von der *lingua naturalis* zu einer *lingua artificialis* voraus. Dies gilt unabhängig von der Identität der jeweiligen Basissysteme, das heißt unabhängig davon, ob die Basissysteme der Primärsprache und der Sekundärsprache identisch sind oder nicht (unter Basissystemen verstehe ich hier Phonetik und Phonologie, die elementare Morphosyntax und den Grundwortschatz). Mit anderen Worten: beim Übergang von der Primär- zur Sekundärsprache erfolgt in jedem Fall ein quantitativer wie qualitativer Sprung, gleichgültig, ob es sich um ein und

dieselbe oder um zwei verschiedene Sprachen handelt. Ich nenne diesen Übergang im folgenden den „Ausbausprung“.

Bei der Anwendung dieser Überlegungen auf das Problem der Minderheiten ergibt sich ein dialektisches Einerseits-Andererseits. Einerseits relativiert sich in der soeben ausgeführten Perspektive der Gegensatz zwischen dominanter und dominiertes Sprache. Andererseits wird aber ebenso die grundlegende, in anthropologischen Konstanten wurzelnde Bedeutung der sprachlichen Identität deutlich. Ich will abschliessend zu dem ersten Punkt kurz, zu dem zweiten etwas ausführlicher Stellung nehmen.

Zum einen beinhaltet, wie soeben ausgeführt, der Ausbausprung in jedem Fall einen Bruch, den Übergang zu etwas Neuem jenseits der Spontaneität des primären Spracherwerbs. Insofern erscheint der Übergang von einer auf die informellen Primärregister begrenzten Minderheitensprache zu einer universal ausgebauten Nationalsprache als Sonderfall des allgemeinen Prinzips des Ausbausprungs. Ein Sprung ist es in jedem Fall, gleichgültig ob der Einzelne dabei im Rahmen des ursprünglichen Basissystems verbleibt oder nicht. Der in jedem Fall gegebene Gegensatz von primären und sekundären Sprachregistern relativiert den Gegensatz der Sprachsysteme. Dass man sich dieser Relativierung bewusst wird, mag vielleicht dazu beitragen, Sprachkonflikte zu entschärfen, ihnen die Spitze zu nehmen. Der Ausbausprung wird auch vom Sprecher der nur scheinbar in sich homogenen Nationalsprache verlangt, dieser ist also nur graduell privilegierter als der Sprecher einer Minderheitensprache, von dem gleichzeitig mit dem Ausbausprung auch ein Übergang zu einem anderen Basissystem verlangt wird. Und infolge der oben charakterisierten Ubiquität des Minderheitenproblems schwindet auch dieses graduelle Privileg des Sprechers einer Nationalsprache im internationalen Massstab dahin: zahlreiche Ausbauregister im wissenschaftlich-technischen Bereich erfordern den Übergang zu einer Universalsprache, insbesondere zum Englischen, auch für Sprecher von Sprachen, die im nationalen Rahmen dominant und majoritär sind. Da es wirtschaftlich und technisch absolut unmöglich ist, alle Sprachen der Menschheit zum Rang voll ausgebauter Universalsprachen zu erheben, wird der Ausbausprung in jedem Fall für sehr zahlreiche Menschen mit dem Übergang auf ein anderes Sprachsystem verbunden sein. Die diglossische Funktionsteilung in eine nach Sprachen getrennte informelle und eine formelle Varietät wird in jedem Fall für sehr viele Menschen ein unausweichliches Schicksal bleiben.

Zum anderen haben unsere Überlegungen zur sprachlichen Identität aber auch gezeigt, dass man über die Verwurzelung des Menschen in seiner Primärsprache nicht einfach hinweggehen kann. Das Sprachsystem, auf das jeder Einzelne von uns in seiner primären Sozialisation geprägt worden ist, stellt einen



integralen, durch nichts substituierbaren Bestandteil der Persönlichkeit dar. Es ist natürlich allemal besser, wenn der Ausbausprung auf dieser Grundlage aufbaut, auch wenn dies nicht in allen Fällen möglich sein wird. Ich habe für die beiden grundsätzlichen Möglichkeiten des Übergangs von der Primär- zur Sekundärsprache die Termini „Dissoziation“ vs. „Integration“ vorgeschlagen (Bossong 1993). Bei der Dissoziation erfolgt der Ausbausprung zugleich mit dem Übergang zu einem anderen sprachlichen Basissystem: die Ausbauregister sind einer anderen als der primär erworbenen Sprache zugeordnet. Im Falle der Integration bleibt beim Ausbausprung das Basissystem konstant: die Ausbauregister sind an das phonetische, morphosyntaktische und basislexikalische System der Primärsprache angebunden; in der Identitätsbildung des Einzelnen erfolgt kein Bruch.

Es ist genau der (im ethologischen Sinn) „prägende“ Einfluss der Primärsprache, die existentielle Verwurzelung im primär erworbenen Sprachsystem, was die Sprecher von Minderheitensprachen zum Festhalten an ihren Idiomen treibt, auch scheinbar gegen alle wirtschaftliche Vernunft. Auch wenn die kommunikative Effizienz dagegen spricht, bricht sich die sprachliche Identität immer wieder Bahn. Es geht, wohlgermerkt, nicht um Verständigung und Verständlichkeit; es geht auch nicht um die Bewahrung spezifischer Denkformen, als Alternative zu den Mustern, welche von dominanten Sprache vorgegeben werden. Ob jede Sprache ein eigenes Weltbild in sich birgt, weiss ich nicht. Ich glaube auch nicht, dass das Weltbild etwa des Katalanischen oder des Galicischen von demjenigen des Spanischen so sehr verschieden ist. Dass wir jedoch, mit Florian Coulmas zu sprechen, mit jeder aussterbenden Sprache ein Fenster verlieren, „das uns von einem besonderen Blickwinkel Einblicke in den menschlichen Geist ge-währt“, das scheint mir gewiss, denn jedes einzelne Sprachsystem variiert das eine, nur in seiner Vielfalt erfassbare System der menschlichen Sprachfähigkeit; alle Sprachen, gerade auch die kleinen, vom Aussterben bedrohten Idiome der zahllosen Minderheiten auf diesem Planeten, sind von Interesse und von Bedeu-tung für die Sprachtypologie und die Universalienforschung, also für die Erfor-schung der Vielfalt und der zugrundeliegenden Einheit des menschlichen Sprach-baus. Dies ist allerdings ein Motiv der Sprachwissenschaft, nicht der Sprecher! Wenn der Angehörige einer Minderheit sich darüber klar wird, dass das Fest-halten an seiner Sprache das soziale Fortkommen behindert, sein eigenes und mehr noch das seiner Kinder, dann wird ihm das Interesse von Sprachtypologie und Universalienforschung herzlich gleichgültig sein.

Das Interesse der Minderheitensprecher ist nicht identisch mit dem der Sprachwissenschaftler. Unsere Aufgabe ist es, wieder mit Florian Coulmas, „Archivare eines Teils des geistigen Erbes der Menschheit“ zu sein. Aufgabe

der Minderheitensprecher ist es, ihre Identität zu wahren, das heisst, so weit wie möglich die Dissoziation von Primär- und Sekundärsprache zu vermeiden und zu einer harmonischen, das heisst integrativen Beziehung zwischen beiden zu gelangen. Dass hierbei die Sprachen sich in ihren Denkformen, in ihrem Weltbild, in ihrer semantischen Struktur immer ähnlicher werden, dass also die Minderheitensprachen bezüglich ihrer inneren Form sich den dominanten National- und Weltsprachen zunehmend anpassen (vgl. Bossong 1992), ist unvermeidlich und muss wohl billigend in Kauf genommen werden, denn nur so haben die Minderheitensprachen überhaupt eine Überlebenschance. Das Baskische zum Beispiel kann nicht als dialektal zerklüftetes Sprachfossil von Hirten und Fischern überleben, sondern nur als eine grundlegend modernisierte, an die Bedürfnisse der modernen Lebens optimal angepasste Einheitssprache. Auch wenn dem Sprachwissenschaftler dabei das Herz bluten mag, muss anerkannt werden, dass es zu dieser Entwicklungstendenz keine Alternative gibt. Der Weg heisst Integration, das heisst die Bereitstellung von Ausbauregistern, die einen Ausbausprung innerhalb des Systems der Primärsprache ermöglichen. Nur so haben die Sprecher zumindest einiger Minderheitensprachen (sicherlich nicht aller) die Chance, ihre Identität zu bewahren.

Lassen Sie mich mit einer Schlussbemerkung schliessen, die sich nicht als wissenschaftlich versteht, vielmehr als eine persönliche Überlegung zu dem hier angeschnittenen ethischen Grundproblem. Ausgangspunkt ist dabei der vor allem von den katalanischen Soziolinguisten theoretisch entwickelte und erfolgreich in politische Praxis umgesetzte Begriff der „Normalisierung“. Ist, im Sinne des eben Ausgeführten, ein integratives Verhältnis von Primär- und Sekundärsprache „normal“? Und vor allem: ist im Umkehrschluss jedes dissoziative Verhältnis von vornherein als pathologisch zu klassifizieren? Träfe dieser Umkehrschluss zu, dann lebten sehr viele Menschen, wahrscheinlich die Mehrheit der heutigen Weltbevölkerung, in pathologischen Verhältnissen. Vielleicht ist dies so. Vielleicht ist aber auch der Begriff der Normalität (oder der Normalisierung) zu einseitig an den Verhältnissen der neuzeitlichen europäischen Nationalstaaten orientiert, die heute ein - oft unheilbringendes - Modell für die ganze Welt bilden. Wir werden aus dem Dilemma niemals herauskommen, wenn wir den Identitätsbegriff ein-dimensional verkürzen. Es ist ethisch nicht akzeptabel, den Menschen auf eine einzige Identität festzulegen. Die ethnische Säuberung beginnt in den Köpfen, dort, wo jeder sich eindimensional festlegt und eine Identität gegenüber allen anderen zur Alleinherrschaft gelangen lässt. Wir tragen alle verschiedene Identitäten, verschiedene Loyalitäten in uns, die nur dann in Konflikt miteinander geraten, wenn wir dem Entweder-Oder den Vorzug geben vor dem Sowohl-Als auch. Warum kann man nicht Abchase und Georgier sein, Baske und Spanier (und in beiden Fällen Europäer noch obendrein)? Ist eine solche Staffelung von Identitäten nicht „normaler“ als jede einseitige

Festlegung? Ich will dem Begriff der „Normalisierung“ beileibe nicht absprechen, dass er sehr Vieles in Bewegung gebracht und sehr viel Gutes bewirkt hat auf dem Weg zu einer Selbstbehauptung des Katalanischen und anderer Minderheitensprachen in Spanien gegenüber einer übermächtigen Weltsprache. Man sollte aber auch die Gefahren nicht übersehen, die in diesem Begriff und dem damit verbundenen politischen Programm stecken. Ich meine, Vielsprachigkeit und Multikulturalität, die Polyphonie der Zugehörigkeiten und die Vielfalt der Loyalitäten sollte weitaus eher als „normal“ gelten als die einseitige Beschränktheit eines längst überholten, monomanischen Nationalismus. Statt den Minderheitensprachen das gefährliche Modell der Nationalsprachen aufzuzwingen, sollten viel eher die Nationalsprachen umgekehrt vom Modell so mancher Minderheitensprachen lernen; ihre Sprecher sollten sich, nach dem vielfältigen Vorbild von Minderheitensprechern in aller Welt, darüber klar werden, dass ein harmonisches Nebeneinander verschiedener, in sich gestaffelter Identitäten nicht pathologisch, sondern normal und wünschenswert ist. Gerade in aussereuropäischen Ländern mit grosser Sprachenvielfalt ist sprachliche Toleranz und individuelle Mehrsprachigkeit eine Überlebensfrage. Von einem indischen Sprachwissenschaftler stammt die folgende, bemerkenswerte Formulierung eines Ideals, bei dem Sprache und Identität nicht exklusiv, sondern inklusiv aufgefasst werden:

*In order to settle down among other language speakers, an Indian does not have to give up his language. He is welcome despite his different language; speaking a different language does not make him an alien.*  
(P. B. Pandit, in Mahapatra 1991: 179)

Sprachliche Vielfalt muss nicht eine Tragik begründen.

## BIBLIOGRAPHIE

- Barthes, Roland. *Le degré zéro de l'écriture*. Paris: Seuil 1953 [das Zitat findet sich im Nachdruck von 1964, S. 70]
- Bossong, Georg. „Form und Inhalt in der Europäisierung nicht-europäischer Kultursprachen“. In: Richard Baum & Jörn Albrecht (eds.), *Fachsprache und Terminologie in Geschichte und Gegenwart*. Tübingen: Gunter Narr 1985, 79 - 114.
- Bossong, Georg. „Sprache und regionale Identität“. In: Ulrike Brummert (ed.), *Europäische Regionen und ihre Identität*. Mannheim: Palatium 1993, 46 - 61.
- Coulmas, Florian. „Der Berggorilla lebt. Aber viele kleine Sprachen sterben - ein Plädoyer für ihre Vielfalt“. *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 7. Februar 1992, p. N5.
- Luyken, Reiner, „Die Söhne des Glendower“. *Die Zeit* vom 29. Januar 1993, p. 80.
- Mahapatra, B. P. „An appraisal of Indian languages“. In: Robert H. Robins & Eugenius M. Uhlenbeck (eds.), *Endangered Languages*. Oxford & New York: Berg 1991.